

Wallis



Werner Bellwald: «Es gibt noch ein anderes Wallis als das landwirtschaftlich geprägte.»

Interview: Nathalie Benelli,
Foto: Alain Amherd

Wir haben mit Ihnen einen Termin vereinbart, um über Identität zu sprechen. Warum haben Sie als Treffpunkt die Lonza vorgeschlagen?
Werner Bellwald: Das ist eine lange Geschichte.

Erzählen Sie.

Ich wuchs mehrheitlich in Basel auf. Meine Eltern waren einfache Arbeiter. Mit vier Kindern blieb am Ende des Monats nicht viel übrig. Das Geld reichte nicht für Auslandsferien, das Meer sahen wir nie. Wir verbrachten jeweils mehrere Wochen im Lötschental. Dort halfen wir Onkeln und Tanten in der Landwirtschaft. Gelegentlich fuhren wir nach Visp oder Brig, um Verwandte zu besuchen. Auf der Fahrt mit der BLS sah ich unten im Tal diesen Turm, bei dem immer eine Flamme brannte. Daneben stand ein riesiger Kessel, wie ein überdimensionaler Kristall, um den herum es rauchte und staubte.

Das Karbid-Silo der Lonza?

Ja genau. Aber damals konnte mir niemand erklären, was da abließ und es gab keinen Zugang zu dieser Welt. Aber ich begriff: Es gibt noch ein anderes Wallis als das landwirtschaftlich geprägte.

Das Wallis ist der zweitgrösste Chemie- und Pharmastandort der Schweiz. Verstehen sich die Oberwalliser als Industriekanton?

Statistisch gesehen hat der dritte Sektor, der Dienstleistungssektor,

die Industrie längst überholt. Wir verdienen unser Geld als Postautochauffeur, als KV-Angestellte, als Lehrpersonen, Versicherungsangestellte, Beamte. Aber wir sehen uns nicht so.

Wie denn?

Zum Beispiel stelle ich im privaten Rahmen bei Wechselfällen des Lebens, bei Hochzeiten, Geburtstagen, aber auch Todesfällen immer wieder fest, wie sich die Leute gerne als Bergler inszenieren. Die alten Bilder wirken in den Köpfen, obwohl die Realität längst eine andere ist. Der Anteil des ersten Sektors, der Landwirtschaft, bewegt sich vielerorts gegen Null. Wir haben es mit einer identitären Phasenverschiebung zu tun.

Das Bild der frei lebenden Bauern und friedlich weidenden Schafe scheint aber tief im kollektiven Seelenleben verankert. Bei Abstimmungen wird es gerne hervorgezaubert und es funktioniert immer. Täuschen wir uns damit selbst?

Es ist viel attraktiver, das Bild eines Berglers zu zeichnen als zu sagen: Ich arbeite im Büro. Die Natur ist heute ein selten hinterfragtes Ideal. Und oft scheint mir die Beschworung der alten Bilder auch eine Verlegenheitslösung. Stellen Sie sich vor, Sie müssen eine Gemeinde präsentieren, eine Ansprache halten, oder noch schwieriger, einen Umzug organisieren oder ein Fernseh-Team steht plötzlich da. Bilder müssen her. Nun wird auf etablierte, breit akzeptierte Themen zu-

rückgegriffen. Auch wenn sie so nicht mehr der Wirklichkeit entsprechen.

Gibt es keine zeitgemässen Bilder?

Von einem Spaziergang durch eine Gewerbehalle lässt sich nur schwer ein sogenannt schönes oder spannendes Bild entwerfen. Der Schäfer im Baltschiedertal funktioniert da viel besser. So laufen die alten, eingespielten Mechanismen zwischen Fremdbild und Selbstdarstellungen.

«Jede Kultur feiert ihren Ursprung, auch wenn sie ihn zu diesem Zweck erfinden muss», schreibt Peter von Matt. Worin liegt der Ursprung der Oberwalliser Identität?

Es gibt gar keinen Ursprung einer Oberwalliser Identität. Vor 1200 Jahren sind wir hier als Alemannen in ein frankoprovenzalisches Gebiet eingefallen. Wir sind renitente Invasoren, die sich hartnäckig weigerten, ihre Sprache anzupassen. Wir haben uns nicht integriert. Im Gegenteil. Wir haben den Einheimischen gestohlen, was sie hatten, und wir haben sie verdrängt. Provokativ gesagt, sind wir seit mehr als tausend Jahren die fremden Fötzel in diesem Land.

Das tönt nicht sehr rühmlich.

Das ist so. Die Oberwalliser merkten später einmal, dass man zu diesem Ursprung keine Lobreden halten kann. So suchte man nach Figuren, die Heldenhaftes hergaben. Die fand

man zum Beispiel in der Person des Freiheitskämpfers Thomas in der Bünden oder in Kardinal Matthäus Schiner, blendete aber den Intellektuellen Thomas Platter weitgehend aus. Das war ganz «gäbig». Im eidgenössischen Patriotenhimmel wurden diese Männer dann als Identitätsfundament mit eingebaut. So konnten vaterländische Feiern oder etwa Schlachtjahrzeiten orchestriert werden. Wie überall in der Schweiz.

Der Einfall Napoleons oder die Schlacht von Pfyn, wo man alle strategischen Fehler begangen hat, sind kaum je Thema im Geschichtsunterricht. Beim Sonderbundskrieg ergaben wir uns wohl eher innert 24 Stunden

«Wir können schwer zugeben, dass wir eine normale mitteleuropäische, urbanisierte Gesellschaft sind.»

als innert 72, wie das von General Dufour gefordert wurde. Blenden Oberwalliser Niederlagen gerne aus?

Niederlagen blenden alle gern aus. Die Oberwalliser wurden von den Franzosen besiegt, weil sie betrunken gewesen seien, und so haben auch wir unsere Dolchstosslegende. Die Franzosen reduzieren wir auf böse Invasoren. Natürlich kamen «Freiheit» und «Fortschritt» tragischerweise mittels aufgepflanzter Bajonette ins Land, das ist tragisch. Aber die neuen Strukturen begründeten damals unseren heutigen Staat. Es fällt schwer, diese übergeordnete Ebene zu sehen. Auf dem Feld verloren die Oberwalliser, und die Unterwalliser fühlten sich befreit. Das ist eine blutige Etappe in einer unheilvollen Geschichte, die bis heute nachwirkt.

Sie sprechen das Auseinanderdriften von Ober- und Unterwallis an?

Schon vor der Eröffnung des NEAT-Basistunnels sagten einige kluge Leute: Das wird noch mehr zum Auseinanderdriften der beiden Kantonsteile beitragen. Die einzige bestehende Gemeinsamkeit ist, dass wir hier oben in einem Tal leben, das nach Westen weitergeht und das die Rhone durchfließt. Wir haben keine gemeinsame Geschichte, keine gemeinsame Sprache, keine gemeinsamen Erlebnisse – und wenn, dann keine guten. Die gibt es nur in den Bereicherungs-Schönwetterparolen von Politikern. Das hilft nieman-

dem. Das sind nichts als ritualisierte Beschwörungen.

Was wäre dagegen zu tun?

Ein regelmässiger Schüleraustausch ist sicher ein Mittel. Zusammen reden, einander begegnen und gemeinsame Erlebnisse bilden eine Basis. Schwesterngemeinden einzurichten mit regelmässigen Treffen wäre ein weiterer Punkt. So wäre mit überschaubaren Mitteln viel zu erreichen. Das täte dem Wallis gut.

Wie definieren Sie den Begriff Identität?

Identität ist etwas Situatives, sie verändert sich. Es gibt religiöse, berufliche, soziale und weitere Identitäten, die wir teils wählen, die uns aber auch aufgebürdet werden. Man kann sich Identität wie ein riesiges Buffet mit 20 verschiedenen Salaten vorstellen. Jeder kriegt etwas geschöpft, teils füllt er den Teller nach eigenem Belieben, am Schluss hat jeder Teller seine eigene Note. Generell würde ich Identität als den Ort bezeichnen, wo ich keinen Zwang und kein Bedürfnis erfahre, mich erklären zu müssen. Wo ich sein kann, wo mir wohl ist.

Rücken Fragen der Identität besonders dann in den Vordergrund, wenn Unsicherheiten da sind?

Krisen oder Kriege wirken wie Lupen. In solchen Phasen werden Identitäten von offizieller Seite immer wieder akzentuiert, ja konstruiert. Es gilt dann eine gemeinsame Herkunft oder Kultur zu etikettieren, auch wenn es